



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 26. September 1909

(Der erneuerte Streit um Fürst Bülow's Rücktritt. Maroffo.)

Man möchte die Akten über die Geschichte des letzten Kanzlerwechsels gern schließen, soweit diese Auseinandersetzungen geeignet sind, die Aufgaben der bürgerlichen Parteien in den Kämpfen des Tages zu erschweren. Es ist aber in einer Übersicht über die politischen Meinungskämpfe der vergangnen Woche unmöglich, an der Tatsache vorbeizugehn, daß der Streit über die Vorgänge beim Rücktritt des Fürsten Bülow ärger tobt denn je zuvor. Das hängt mit den Meinungsverschiedenheiten innerhalb der konservativen Partei zusammen. Die führenden Elemente der konservativen Partei verteidigen sich gegen den Vorwurf der Kanzlerstürzerei um so heftiger und nervöser, je deutlicher ihnen dieser Vorwurf nicht nur von politischen Gegnern, sondern auch von Leuten aus ihren eignen Reihen gemacht wird. In den Tagen des Kampfes selbst wurden die schon damals erhobnen Vorwürfe mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung abgetan und die Tatsachen, auf die sich die Gegner stützten, meist einfach totgeschwiegen. Inzwischen hat man sich die Tatsachen so zurechtgelegt, daß man im Vertrauen auf das schlechte Gedächtnis unsrer Zeitgenossen in politischen Dingen schon eher systematische Rechtfertigungsversuche unternehmen kann. Und so ist man denn so weit, daß jetzt der hingeworfne Fehdehandschuh aufgehoben und der Kampf auf der ganzen Linie aufgenommen werden kann. Infolgedessen ist in der letzten Woche ein reicher Segen von Angriffen und Verteidigungen, Erklärungen und Enthüllungen über uns niedergegangen. Daran ist schwer etwas zu ändern, denn man kann stark erregte politische Leidenschaften nicht auf Kommando eindämmen und den Leuten, die politische Interessen verfechten, den Mund nicht verbieten. Zu beklagen ist nur, daß gerade der Zweck nicht erreicht wird, der eigentlich der wichtigste ist, nämlich die vollständige Aufhellung des Tatbestandes. Denn nur selten wird vollständig genau beachtet, was der Gegner wirklich gesagt hat; auch spielen Berichterstattungen und Erzählungen von Mittelspersonen, bei denen unbeabsichtigte Mißverständnisse untergelaufen sind, hin und wieder eine Rolle. Es geschieht also sehr leicht, daß Erklärungen, die den Gegner durch vermeintliche Widerlegung seiner Behauptungen scharf treffen sollen, in Wahrheit an den wirklichen gegnerischen Behauptungen vorbeilaufen.

Zunächst folgendes Beispiel dafür. Der konservative Verein in dem Berliner Vorort Groß-Dichtersfelde hatte sich seinerzeit von der Parteileitung, wie sie in dem Verhalten der konservativen Reichstagsfraktion zum Ausdruck kam, förmlich losgesagt. Der Verein, der seinen berechtigten Standpunkt wahren, aber um der Differenz in bestimmten Fragen willen keineswegs die konservative Fahne verlassen will, sieht sich nachträglich in Schwierigkeiten mit Parteileitung und Parteipresse verwickelt, die natürlich löbliche Unterwerfung fordern. In einer Versammlung hatte der Vorsitzende des Vereins, General von Loebell, auch die Rolle der konservativen Partei bei dem Rücktritt des Fürsten Bülow erörtert. In den Bericht darüber war durch ein Mißverständnis die Behauptung geraten, Fürst Bülow habe beizzeiten die Führer der konservativen Reichstagsfraktion und die Chefredakteure der konservativen Blätter der Reichshauptstadt über die Notwendigkeit seines Rücktritts im Falle des Beharrens bei ihrem Widerstande verständigt. So hatte es nun freilich Herr von Loebell nicht gesagt. Die Deutsche Tageszeitung aber benutzte eiligst diese Auseinandersetzung, um Herrn von Loebell schlankweg für falsch unterrichtet zu erklären. Die vorsichtiger und jedenfalls auch besser unterrichtete Kreuzzeitung begnügte sich mit

der Erklärung, daß ihr Chefredakteur keine derartige Mitteilung vom Fürsten Bülow erhalten habe. In Wirklichkeit war das, was als angebliche Äußerung des Generals von Loebell in den Zeitungen gestanden hatte, keineswegs falsch, sondern nur ungenau. Tatsache ist folgendes: Als die Verhandlungen in der Finanzkommission des Reichstags nach dem Scheitern des sogenannten „Besitzsteuerkompromisses“ im Frühjahr völlig zu versanden drohten, hielt Fürst Bülow die Zeit für gekommen, die beiden auseinanderfallenden Blockflügel dadurch wieder zusammenzubringen, daß er die Nachlasssteuer formell fallen ließ und den Grundgedanken des Ausbaus der Erbschaftsteuer in einer neuen Form aufnahm, die von vornherein die Zustimmung der Mittelparteien sicherte und den Konservativen ein Einlenken ermöglichen oder erleichtern sollte. Als nach den Äußerungen der Presse und einzelner konservativer Organisationen — zum Beispiel der sächsischen Konservativen — dieser Plan Erfolg zu versprechen schien, benutzte Fürst Bülow eine Gelegenheit, als er verschiedene einflußreiche Mitglieder der konservativen Reichstagsfraktion bei sich sah, um mit ihnen die Lage zu besprechen. Hierbei ließ er keinen Zweifel darüber, daß die grundsätzliche Ablehnung auch dieser neuen Vorschläge in der Frage der Erbschaftsteuer ihn außerstand setzen würde, von liberaler Seite entsprechende Zugeständnisse zur Verständigung zu erlangen, und daß er in diesem Falle fest entschlossen sei, aus dem Amte zu scheiden. Diese Offenheit, die von vielen Freunden des Fürsten Bülow schon damals für einen schweren Fehler gehalten wurde — zumal weil er damals in der deutlichsten Form zu erkennen gab, daß er einer Auflösung des Reichstags nicht zustimmen werde —, verfehlte tatsächlich ihren Zweck vollständig. Fürst Bülow hatte wohl nicht genügend mit der Tatsache gerechnet, daß er bei einem Teil der Konservativen bereits als politisch toter Mann galt, ein anderer Teil mit ihm innerlich zerfallen war und sich von einem Kanzlerwechsel allerlei in ihrem Sinne versprach. Aber man kannte auch die eigentümliche Volksstimmung jener Tage und hegte eine unbestimmte Furcht vor einem schnellen Entschluß der Regierung, an diese Volksstimmung zu appellieren. Hierüber durch den Fürsten Bülow selbst völlig beruhigt, glaubten nun die einen, die den Rücktritt des Kanzlers für eine ohnehin beschlossene Sache hielten, weiterer Verantwortung überhoben zu sein, während die andern, die die Entfernung des Kanzlers wünschten, jetzt die Erreichung des Ziels ohne besondere Anstrengung vor sich sahen; sie konnten sich gegen den Vorwurf, gegen die oft betonten Prinzipien der Partei Ministerstürzerei getrieben zu haben, mit dem einfachen Hinweis verteidigen, daß sie ja nur bei ihrer Überzeugung geblieben waren. Wieder andre aus der Fraktion mochten sich die Sache auch wohl noch anders zurechtlegen. Wahrscheinlich kalkultierten viele folgendermaßen: „Entweder ist Fürst Bülow politisch wirklich schon ein toter Mann, dann hat es keinen Zweck, seinen Plänen weiter entgegenzukommen — oder er hat noch das Vertrauen des Kaisers, dann wird er, schon mit Rückzicht auf die politische Gesamtlage, seine Rücktrittsdrohung nicht wahr machen und sich den konservativen Wünschen anbequemen (alias unterwerfen!), da er einerseits auf den Kaiser gestützt, augenscheinlich noch ganz gern im Amte bleiben und wenigstens nicht mit einem Mißerfolg von der politischen Bühne abtreten möchte, andererseits die Konsequenz der Reichstagsauflösung nicht ziehen will.“ Wie dem nun auch sein mag, jedenfalls gelang es Herrn v. Heydebrand, der es sich nicht ausreden ließ, daß Fürst Bülow eine liberale Ära im Reich und in Preußen eröffnen wolle, im Laufe der folgenden Zeit auch die Mehrzahl der Fraktionsmitglieder unzustimmen, die anfangs noch bereit gewesen waren, der Erbschaftsteuer zuzustimmen.

Wie man hieraus sieht, erklärt sich der weitere Verlauf der Dinge zum großen Teil daraus, daß unter den Konservativen viele unter dem Eindruck standen und zum Teil sogar der festen Überzeugung waren, daß die Tage der politischen Wirksamkeit des Kanzlers ohnehin gezählt seien. Das wird bestätigt durch eine in dieser

Woche erschienene Darstellung der Korrespondenz des Bundes der Landwirte, in der es am Schluß eines Rechtfertigungsversuchs für die Haltung des Bundes zusammenfassend heißt: „Der Reichskanzler hatte auf Grund der Novembervorgänge das Vertrauen seines kaiserlichen Herrn verloren, sein Abgang war damals schon beschlossen. Das ist die Wahrheit!“ Nun kann man mit Zug und Recht behaupten, daß, was hier als Wahrheit hingestellt wird, in Wirklichkeit das gerade Gegenteil, nämlich eine blanke Unwahrheit ist. Man muß sich fragen: Auf welchem Wege konnte einer Anzahl ehrenhafter Männer eine so völlig mit den Tatsachen in Widerspruch stehende Überzeugung beigebracht werden? Daß eine tatsächliche Unwahrheit dieses Inhalts nur auf dem Wege des Hofklatsches zu einer Wahrheit umgestempelt werden konnte, ist vollkommen klar. Wer in aller Welt konnte sonst auch nur mit einem Schein von Glaubwürdigkeit über das Verhältnis des Kaisers zum Kanzler das vollkommene Gegenteil von dem behaupten, was der Monarch seinem Kanzler selbst fast täglich bekundete? Das ist so einfach, daß es fast den Wert eines mathematischen Beweises hat. Das hat vor acht Tagen auch Freiherr v. Zedlitz und Neukirch, der bekannte Parlamentarier, der eines der erfahrensten und einflußreichsten Mitglieder der freikonservativen Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses ist, in etwas anderer Form in einem Artikel des „Tages“ ausgesprochen. Dieser Artikel, der die Überschrift „Hinter den Kulissen“ trug, wurde in der letzten Woche der Ausgangspunkt zahlreicher Erörterungen. Herr v. Zedlitz fing sehr vorsichtig an: „Auf die Verständigung zwischen Konservativen und Zentrum über die Reichsfinanzreform ist hingewirkt worden, indem man führenden Mitgliedern beider Parteien die Überzeugung beizubringen gesucht hat, daß Fürst Bülow infolge der Novembereignisse das Vertrauen des Kaisers unwiederbringlich verloren habe“ usw. Das wird im folgenden näher ausgeführt. Daß unter „führenden Mitgliedern“ nicht die Vorstandsmitglieder der Parteiorganisation, sondern Vorkämpfer und stärker hervortretende Persönlichkeiten aus den parlamentarischen Fraktionen zu verstehen sind, ergibt sich aus dem Artikel selbst ganz klar; daß die Einflüsterungen nicht von wirklichen Vertrauensmännern und berufenen Persönlichkeiten aus der Umgebung des Kaisers ausgingen und an die Parlamentarier nicht direkt mit der Plumpheit leicht erkennbarer Absicht herantraten, versteht sich für den Kenner der in Betracht kommenden Kreise von selbst; daß der Einfluß dieser Ministerarbeit nicht überschätzt werden soll, wird ausdrücklich versichert. Nur daß solche Einflüsse bestanden und an der Gesamthaltung der konservativen Partei mitgewirkt haben, wird vom Standpunkt eines erfahrenen, gut unterrichteten und scharfen Beobachters behauptet. Und die Korrespondenz des Bundes der Landwirte hat es ja, wie wir sahen, klipp und klar bestätigt. Trotzdem hat der leitende, engere Ausschuß des konservativen Parteivorstands, der sogenannte Fünferausschuß, eine feierliche Erklärung gegen Herrn v. Zedlitz erlassen, dessen Ausführungen „von Anfang bis zu Ende erfunden“ sein sollen. Diese Erklärung ist ein scharfes, schwerkalibriges Geschöß, das aber an seinem Ziel vorbeigeschossen ist. Zunächst fehlt dem Fünferausschuß die Aktivlegitimation zu seiner Behauptung. Er ist gar nicht in der Lage, dergleichen zu erklären, es sei denn, daß er für die Mitglieder der parlamentarischen Fraktionen eine politische Ohrenbeichte über die Quellen ihrer Informationen und die Genesis ihrer politischen Eindrücke und Überzeugungen einführt. Daß die offizielle Leitung der Gesamtpartei als direktes Werkzeug höfischer Intrigen den Fürsten Bülow gestürzt habe, ist eine Vorstellung, die dem Verfasser der Erklärung beim Lesen des Zedlitzschen Artikels vorgeschwebt zu haben scheint; behauptet hatte es aber Herr v. Zedlitz nicht. Mit der Zeit wird ja auch wohl dieser Streit zur Ruhe kommen.

In der auswärtigen Politik fängt Marokko an, wieder in den Vordergrund zu treten. Sultan Muley Hafid hat an die Signatarmächte der Algecirasakte eine umfangreiche Note gerichtet worin er — kurz gesagt — ihre Intervention gegen

Spanien wegen des kriegerischen Vorgehens gegen die Riffabulen fordert. Wie sich die Mächte dazu stellen werden, ist zurzeit noch Gegenstand von Vorbesprechungen; es liegt auf der Hand, daß es nützlich sein würde, wenn die Mächte vollkommen einig vorgehen könnten. Vorläufig läßt sich nur sagen, daß namentlich zwischen der deutschen und der französischen Regierung in der Grundauffassung Übereinstimmung herrscht. Trotzdem würde es überreilt sein, schon jetzt daraus Folgerungen in bezug auf die Einzelfragen zu ziehen. Namentlich stehn im Hintergrunde finanzielle Interessenfragen, in denen zwar gleichfalls völlige Verständigung wahrscheinlich ist, die aber noch nicht zur endgiltigen Entscheidung reif sind. Deshalb wollen wir die Erörterungen darüber noch zurückstellen.

Zur neuen Tabaksteuer. Eigentümlich muß es berühren, daß die Meldungen über eine teilweise Verkürzung der Arbeitszeiten sowie über das sporadische Vorkommen vorübergehender BetriebsEinstellungen innerhalb der Tabakindustrie in besonders scharfer Weise gerade dort kommentiert werden, wo die Neigung, zur Deckung des Einnahmebedarfs des Reiches durch Bewilligung einer Tabaksteuererhöhung um etwa 43 Millionen Mark beizutragen, genau so unzweideutig bestand wie bei denen, die schließlich die Wertbesteuerung des ausländischen Rohtabaks und den Ausbau der Zigarettensteuer unter Zugrundelegung des genannten Einnahmebetrags zur Durchführung brachten.

Da eine Wertbesteuerung des Fabrikats beim Reichstage keinen Anklang gefunden hatte, handelte es sich für die bürgerlichen Parteien nur noch darum, ob der seit dreißig Jahren von jeder Mehrsteuer verschonte Rohtabak nach dem Gewicht oder nach dem Werte zu erfassen wäre. Nachdem die Nationalliberalen, wenn auch nur für kurze Zeit, den Wertzollgedanken an erster Stelle aufgenommen und sich darauf mit den Freisinnigen auf den Gewichtszoll geeinigt hatten, bewegte sich der Streit zwischen diesen und den Majoritätsparteien nicht mehr um die Bewilligung der Steuer an sich, sondern lediglich um das zu wählende System. Die gelegentlich der dritten Lesung noch in erhöhter Weise beantragten Gewichtszollsätze sollten nach Absicht der Antragsteller zum wenigsten dasselbe Erträgnis ergeben wie der Wertzoll zusammen mit der Erhöhung der Zigarettensteuer. Der Vorzug des Gewichtszolles liegt in kurzen Worten in der Beibehaltung des überkommenen Systems, sein Fehler in der gleichmäßigen Belastung der aus ausländischem Tabak hergestellten Zigarren, gleichviel ob sie sechs oder zwanzig Pfennig das Stück kosten. Der Wertzoll dagegen bricht mit dem alten System und belastet, ohne die Fabrikation selbst einer steuerlichen Kontrolle auszusetzen, den Rohtabak in genauer Anpassung an seinen Preis, sodaß die Höhe des steuerlichen Opfers des Rauchers nach dem Grade seiner Genußansprüche steigt und fällt.

Es kann hier ununtersucht bleiben, welches Tabaksteuer-system das beste ist. Das aber muß im Interesse der endlichen Beilegung eines Streites, dessen Fortführung nur vergiftend wirken kann, gesagt werden, daß niemand, der eine Tabaksteuererhöhung des beschlossenen Betrags im Wege des Gewichtszolles anstatt des Wertzolles bewilligen wollte, das Recht hat, dem schließlich gewählten System die Schuld für die ungewöhnliche industrielle Anspannung vor dem 15. August und für den naturgemäß erfolgten Rückschlag zu geben. Auch die Befürworter des Rohtabalgewichtszolles wünschten keinen Nachzoll auf Fabrikate, genau so stürmisch wie beim Wertzoll hätten sich deshalb im Falle einer Erhöhung des Gewichtszolles Herstellung und Verkauf der Tabakerzeugnisse bis zum 15. August abgespielt, und ebenso hätte auch der zeitweilige Rückschlag eintreten müssen. Soweit indessen wider Erwarten ein zukünftiger Konsumrückgang je in Frage kommen sollte, liegt es auf der Hand, daß er unter einer Steuerart

stärker sein müßte, die die Zigarre des Anspruchslosen so hoch wie die des Wohlhabenden belastet, als unter einem Wertzolle, der neben der wirksamen Besteuerung der Havannaimporten von den im Inlande hergestellten Fabrikaten die feine Zigarre etwa viermal so hoch trifft als die billige. Überdies wird nicht zu vergessen sein, daß das Gewichtszollsystem neben der unterschiedslosen Belastung der ausländischen Rohstoffarten insbesondere den deutschen, der Massenfabrikation billiger Zigarren dienenden Tabak einer um dreißig Prozent höhern Gesamtsteuerbelastung ausgesetzt hätte, als es nach dem herrschenden Gesetze der Fall ist.

Nur die Sozialdemokratie hat jedes System der Tabakversteuerung bekämpft, ohne indessen ein einziges großes Kulturvoll nehmen zu können, das in stande war, die Tabaksteuer zur finanziellen Befreiung der staatlichen Bedürfnisse in so geringfügigem Maße heranzuziehen, wie es auch nach Erhöhung des Wertzolles erreichbarweise betams der Fall ist.

Die deutschen Befreiungskriege. In Ergänzung des Artikels auf Seite 10 dieses Heftes sei hier noch auf ein andres Werk der Erinnerungsliteratur hingewiesen: Deutschlands Geschichte von 1806 bis 1815 von Hermann Müller-Vohr, veranlaßt und herausgegeben von Paul Kittel. Bilder Schmuck von Professor Carl Nöchling, Professor Richard Knötel, Professor Woldemar Friedrich, und Kunstmaler Franz Staffen. Zwei Bände (großes Format). Verlag von Paul Kittel, Historischer Verlag in Berlin. Das vorliegende Werk verdient wegen seiner inneren Gediegenheit und seiner bewundernswerten äußeren Ausstattung die weiteste Verbreitung. Immer anregend, geistvoll, frisch hat es der Verfasser mit geschickter Benutzung des reichen Quellenmaterials und der bekannten Werke von Förster, v. Lottow-Borbeck, Droysen, Goltz, Treitschke, Duden, Delbrück und vieler anderer vortrefflich verstanden, uns die einzelnen Akte jenes großen Völkerdramas lebendig vor Augen zu führen. In sechs Büchern wird der ganze historische Stoff behandelt. Das erste gibt einen Überblick über die Machtentfaltung Napoleons des Ersten, schildert dann die Zustände Preußens vor der Katastrophe von 1806 und führt den Leser von Saalfeld bis nach Tilsit. Es ist selbstverständlich, daß das Werk diese Vorgeschichte der Befreiungskriege nur in knappen Umrissen und in charakteristischen Zügen geben kann. Eingehender behandelt der Verfasser die Gründe des Zusammenbruchs bei Jena und Auerstedt, ohne deren Kenntnis ja der spätere Aufschwung nicht zu verstehen ist. Es ist richtig, ein großer Teil des preußischen Adels war als berufener Führer des Volkes — wenn dem Adel dazu die geistigen, moralischen und physischen Eigenschaften fehlen, hat er keine Existenzberechtigung mehr — seiner Aufgabe durchaus nicht gewachsen. In ihm lebte noch der mittelalterliche Feudalismus mit unverkennbaren Zügen. Nicht das preußische Volk erlitt bei Jena eine Niederlage, sondern der herrschende, aber wurmfressig gewordene, überlebte Feudalismus samt Kabinettsregierung und Beamtenchlandrian. Ohne Jena keine Stein-Hardenberg'schen Reformen. Was für Frankreichs Wiedergeburt die Erstürmung der Bastille war, das war deshalb im gewissen Sinne für Preußens Wiedergeburt die Niederlage bei Jena und Auerstedt. Der Verfasser sucht den König Friedrich Wilhelm den Dritten möglichst zu entlasten, aber ein großer Teil der Schuld ist doch auf Charaktereigenschaften des Königs zurückzuführen, auf seinen Mangel an Menschenkenntnis, an politischem Scharfblick, an militärischer Initiative. König, Adel und Beamtschaft sind nur aus dem herrschenden Zeitgeist zu verstehen, und dieser Zeitgeist mit seiner weichen Humanitätsduselei, seinen kosmopolitischen Träumereien und seinem Mangel an Staatsbewußtsein und politischem Verantwortlichkeitsgefühl war Napoleons bester Bundesgenosse. Von dem Augenblick an, wo hier in Deutschland in der gebildeten

hr. Grenzboten IV 1909

Gesellschaft ein Umschwung eintrat, war es mit Napoleons Imperialismus zu Ende. Das Regiment der Standesinteressen mußte in Preußen vor allen Dingen erst niedergeworfen werden. Sich den neuen Kulturformen anpassen, zur rechten Zeit Opfer bringen, das ist ja das Geheimnis aller politischen Machtbehauptung. Daß sich der preußische Adel nach Jena und Auerstedt noch weigerte, diese Opfer dem Volkswohle zu bringen, ist kein besondrer Ruhmestitel. Sehr gut schildert der Verfasser dieses Verhalten des Adels: „Freilich, diese neuen, aus dem Borne ewiger Menschheitsrechte gewonnenen Ideen fanden im Adel, besonders im Offizierkorps, die heftigste Gegnerchaft. Die in mittelalterlichen Vorurteilen befangene Aristokratie erblickte in den Reformen, die einen Gneisenau zu poetischer Begeisterung entflammten, nichts weiter als den aufrührerischen Geist einer Revolution, »die ihre heiligsten, alt verbrieften Rechte« wie ein Sturm hinwegjegte. Sie hatte sich zu einer festen Gemeinschaft, dem sogenannten Perponcherklub, zusammengeschlossen und drohte dem »Mattergezücht der Reformen« Tod und Verderben. Alte hochangesehene Adelsfamilien Ostpreußens, die Grafen von Finckenstein, Dohna und Auerzwald, erinnerten in einer Eingabe an den König mit leidenschaftlichen Worten an ihre Verdienste um den Staat und beschworen ihn, die Rechte des Adels zu schützen. Ihre wütendste Feindschaft richtete sich gegen die Hardenberg-Steinschen Reformen. Die Aufhebung der Befreiung vom Kriegsdienste, die Beseitigung der Patrimonialgerichtsbarkeit und der Fronarbeiten fiel ihnen besonders schwer auf die Nerven. Am meisten erregte sich der Führer des kurmärkischen Adels, von der Marwitz, der in veralteten Staatsanschauungen verbissen, in Wort und Schrift dagegen tobte und die Aufhebung der Fronarbeiten, zu welchen die Bauern bisher verpflichtet waren, als »eine rechtswidrige Beraubung« bezeichnete. Man warf der Regierung offen vor, daß sie durch die Begünstigung der Reformen selbst den Krieg der Besitzlosen gegen das Eigentum, des Materialismus gegen die von Gott eingesetzte Ordnung eröffnet habe.“ Daß dieser egoistische, nur das eigne Interesse ohne Rücksicht auf das Volkswohl verfolgende Geist in den konservativen Kreisen auch heute noch sein Unwesen treibt, davon haben wir ja in der letzten Zeit einen schlagenden Beweis erhalten.

Während uns der erste Band bis zur Erhebung Preußens, bis zum Völkerfrühling führt, schildert uns der zweite Band die Befreiung Deutschlands und die Niederwerfung Napoleons. Mit dramatischer Lebendigkeit entwirft der Verfasser die einzelnen Akte und Szenen. Manche Schlachtenbilder, zum Beispiel die Schilderung der Schlacht bei Großgörschen, sind wahre Kabinettstücke der Darstellungskunst. Überall weiß er die Führer durch charakteristische Episoden ins rechte Licht zu rücken. Als General York auf der Pegauer Straße heranrückte, kam er bei dem russischen Kaiser und bei Friedrich Wilhelm dem Dritten vorbei: „Der Kaiser sah ihn zuerst und eilte ihm entgegen. Mit den Worten: »Da ist ja mein lieber York!« streckte er ihm die Hand entgegen, umarmte ihn und küßte ihm die Stirn. Dann erst konnte York auf den König zugehn, der, militärisch die Hand an der Mütze, seine Meldung empfing und dann kühl entgegnete: »Habe Ihnen bereits das Eiserne Kreuz verliehen, sehe aber, daß Sie es noch nicht tragen.« York erwiderte: So dankbar er für Seiner Majestät Gnade sei, habe er doch für seine Person das Kreuz nicht angelegt, weil ihm noch nicht Seiner Majestät Entscheidung über alle diejenigen Offiziere, Unteroffiziere und Gemeinen zugegangen sei, die er zu solcher Auszeichnung vorzuschlagen für Pflicht gehalten, sondern erst über einen Teil derselben; er werde auch das Kreuz nicht eher tragen, als bis Seine Majestät so gnädig gewesen seien, es auch denen zu bewilligen, die sich sonst nach dem gemachten Vorschlage gekränkt fühlen müßten. Nichts weniger als gnädig hörte der König diese Entgegnung: »Kann doch ohnmöglich gleich allen das Eiserne Kreuz bewilligen; haben mir überdies sehr viele dazu vorgeschlagen«, sagte er. York

stand noch immer entblößten Hauptes vor dem Könige. Er habe Seiner Majestät nur solche Offiziere und Soldaten vorgeschlagen, welche sich durch die größte Tapferkeit und Todesverachtung solcher Auszeichnung würdig bewiesen hätten, und er habe es für seine Pflicht erachtet, so zu tun, ohne die Besorgnis, daß die Zahl so vorzüglicher Leute zu groß erscheinen könne. — Gar sehr zur rechten Zeit war es, daß Kaiser Alexander herantretend dieser peinlichen Unterhaltung eine andre Wendung gab.“

Diese Art, fein zu charakterisieren und die Vorgänge dramatisch zu schildern, macht die Lektüre des Werkes ungemein genußreich. Höchst wertvoll ist der künstlerische Buchschmuck von Franz Staffen, es braucht hier nicht besonders hervor-gehoben zu werden, daß er für die historischen Bildnisse die besten zeitgenössischen Gemälde, Kupferstiche, Lithographien usw. benutzt hat. Hin und wieder ist die Schreibweise nicht konsequent. Augereau wird fast durchgehends Augerau geschrieben. Courbière hat nach den neuesten Forschungen nicht gesagt: „Nun, wenn es keinen König von Preußen mehr gibt, so bin ich König von Graubenz“, sondern: „so gibt es noch einen König von Graubenz“. Druckfehler sind sehr selten. Störend wirkt nur der Fehler in dem Satz über Napoleon: Cet homme n'est plus qu'un cadavre, seulement il ne plus (pue!) pas encore. Für die zweite Auflage würde sich ein alphabetisches Namensverzeichnis empfehlen. Alles in allem ein vor-ztreffliches Werk, für das der Preis von 45 Mark nicht zu hoch ist, und das wir unsern Lesern nur angelegentlich empfehlen können.

Wilhelm Ostwald, Große Männer. (Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft.) Wenn heute irgendein K läme, der die These aufstellte: Das Genie ist ein Typus, den man heranbilden kann, und ich werde euch die Wege dazu weisen, so würde man im Höchsthalle lächeln, „total verdreht“ sagen und sich Wilhelm Busch vorknöpfen, um an „gesundem“ Blödsinn das seelische Gleichgewicht wiederzufinden. Aber — ein Wilhelm Ostwald sagt es, derselbe Ostwald, den wir als Chemiker von Beltruf kennen, eine der größten Berden, die die Leipziger Universität in der Neuzeit besaßen, ein Lehrer, aus dessen Schule eine ganze Zahl namhafter Gelehrter hervorgegangen ist. Eines solchen Mannes Ansicht in Fragen der Erziehung ist unbedingt des Hörens wert. Und so habe ich mich denn nach Überwindung einer letzten Scheu an seine Arbeit: „Große Männer“ herangemacht, die lediglich dazu geschrieben wurde, seiner These Halt zu bieten. Ich kann nicht leugnen, es war ein seltner Genuß. Schon von der ersten Zeile an. Das Bekenntnis, wie seine Betrachtungen eigentlich entstanden sind, wirkt so fesselnd, daß ich nicht umhin kann, seine eignen Worte hierher zu setzen: „Während meiner Professorenzeit richtete einmal einer meiner japanischen Schüler im Auftrage seiner heimischen Unterrichtsverwaltung die Frage an mich, wie man künftige ausgezeichnete Leute recht frühzeitig erkennen könne. Auf meine etwas verwunderte Gegenfrage, wozu man das wissen wolle, erhielt ich die Antwort, daß es sich um eine höchst praktische Angelegenheit handle. Es waren bedeutende Summen von der Regierung angewiesen, um insbesondere aus den ärmern Schichten der Bevölkerung solche Individuen ausfindig zu machen und zu entwickeln, von denen man später erhebliche Leistungen, also auch einen entsprechenden Nutzen für das Vaterland erwarten könne. Nun war man eben daran, die Grundsätze festzustellen, nach denen diese Summen verwendet werden sollten, und hierbei war das erwähnte Problem entstanden. Da mir eine nicht geringe Anzahl junger Leute durch die Hände gegangen waren, aus denen hernach hervorragende Gelehrte geworden sind, so nahm man an, daß ich irgendein Mittel hätte, solche Menschen früh zu erkennen, um sie festzuhalten und auszubilden. Ich muß zunächst bekennen, daß von einer bewußten Anwendung eines solchen Verfahrens bei mir nicht die Rede sein könne. Aber als ich, angeregt durch die Frage, einen Überschlag

darüber machte, ob es leicht oder schwer gewesen war, aus der unterschiedlosen Masse der neuen Praktikanten (ich habe ein sehr schlechtes Personengedächtnis) zu Semesteranfang diejenigen herauszufinden, denen ich hervorragende Leistungen zutraute, konnte ich alsbald feststellen, daß gar keine Schwierigkeiten in dieser Beziehung bestanden hatten. Ich erinnere mich tatsächlich nur eines einzigen Falles, wo die tatsächliche Leistung größer war, als ich vermutet hatte, und dabei handelte es sich um einen Fall, der durch gewisse persönliche Eigentümlichkeiten kompliziert worden war. In zwei bis drei Fällen hatte ich den Mann überschätzt; bei weitem die größte Mehrzahl der Fälle war aber so normal verlaufen, daß sie überhaupt keine Überraschung gebracht und keine Korrektur der ursprünglichen Auffassung nötig gemacht hatten. Demjenigen, der sein ganzes Leben mit der Ermittlung von Naturgesetzen zugebracht hat, kann eine solche regelmäßige Erscheinung nicht zum Bewußtsein kommen, ohne ihn sofort mit der Überzeugung zu erfüllen, daß hier ein Gegenstand erfolgversprechender Forschung vorliegt. Denn die Tatsache, daß ich unbewußt so leicht das Richtige finden konnte, beweist ja nicht etwa eine übernatürliche Inspiration bei mir, sondern sie beweist das Vorhandensein einfacher und allgemeiner Verhältnisse an dem Objekt, das auf diese Weise gleichsam selbst mir seine Gesetzmäßigkeiten gesagt hatte, auch ohne daß ich danach fragte. Ich muß daher schließen, daß ausgezeichnete Persönlichkeiten, wenigstens soweit es sich um wissenschaftliche Leistungen handelt, trotz der unleugbar vorhandenen Verschiedenheiten — denn solche Persönlichkeiten sind ja notwendigerweise Original und daher mit individuellen Besonderheiten ausgeprägtester Natur behaftet — sehr stark betonte Gemeinsamkeiten besitzen müssen. So deutliche Gemeinsamkeiten, daß sie sich von selbst aufdrängen. Es handelte sich also nur darum, jenen unberührten Schatz persönlicher Erfahrung aus dem Unbewußten ins Bewußte zu erheben, ohne ihn dabei zu verschieben oder zu verrücken, ohne daß Zufälliges für Wesentliches und Wesentliches für Zufälliges genommen wurde. Es war wie eine künstlerische Geburt, die ja gleichfalls im Unterbewußtsein vorbereitet ist, dann einen beträchtlichen Grad der Reife erlangt und nun den lebensgefährlichen Vorgang des Zurückkommens durchzumachen hat.

Um nun das Gesetzmäßige aus großen Persönlichkeiten herauszuschälen, läßt Ostwald zunächst biographische Skizzen über Davy, Mayer, Faraday, Liebig, Gerhardt und Helmholtz folgen. Wir sind gewöhnt, derartige Lebensbilder nur im Nekrologstil vorgelegt zu erhalten. Anlässlich irgendeines Jahrestags fühlt sich bekanntlich der eine oder der andre berufen, ein Bild des Selbsten mit leuchtenden Farben „zur Ehre der vergangenen, zur Macheiferung einer kommenden Generation“ zu malen. Schlackenlos, bar aller menschlichen Kleinlichkeiten ersteht dann die Persönlichkeit; jeder Zoll ein König. Nicht so bei Ostwald. Er ist bestrebt, in erster Linie den Menschen zu schildern; Licht und Schatten gerecht zu verteilen und scheut sich nicht, uns gelegentlich den Großen auch in Unterhosen und Nachtmütze zu zeigen. Da es sich samt und sonders um Menschen handelt, die lange der Maske deckt, so darf man sicher sein, daß weder Haß noch Günst die Bilder verzerrt.

Auf Grund dieser Studien scheidet Ostwald die großen Gelehrten, aber nur die wirklichen Genies, in zwei streng getrennte Gruppen: in Klassiker und Romantiker. Und zwar liegt der Hauptunterschied in der Verschiedenheit der Reaktionsgeschwindigkeit ihres Geistes. Die Klassiker sind die starren, alles sich im Schmelze ihres Anklages abringenden, die jedes Wort zehnmal im Kopfe wälzen, ehe sie es zum Satz fügen. Die wieder und immer wieder eine Arbeit umpflügen; bis sie dann endlich wie in Erz gemeißelt, fast vermeint man für alle Ewigkeit dasteht, von denen darum aber auch eine unmittelbare Anregung nicht ausgeht. Die Romantiker hingegen sind die beweglichen, die jederzeit über eine Fülle von Einfällen verfügen und dabei in hohem Maße die Gabe der Anpassungsfähigkeit haben; so daß sie, namentlich auf Schüler, ungemein befruchtend wirken. Im Gegensatz zu den Klassikern

sind sie äußerst produktiv, jedoch zeigen ihre Arbeiten mehr für den Tag geschaffen, häufig in Flüchtigkeiten die Schnelligkeit der Konzeption. Die ungemein feinen psychologischen Analysen Ostwalds lassen in jedem Zuge den Mann erkennen, den ein Lebensalter Laboratoriumstätigkeit mit ungewöhnlicher Beobachtungs- und Kombinationsgabe ausgestattet hat. Sie allein schon lohnen die Lektüre des Buches.

Auch über den Wert des Schulunterrichts und Studiums findet er manches treffende, wenn auch derbe Wort. Dem Naturwissenschaftler jedenfalls spricht er häufig aus der Seele. Manche Äußerungen scheinen wörtlich einem Tagebuch entnommen zu sein. Auch hier tritt die Klarheit seines Urteils, vor allem aber auch seine Objektivität zutage; so, wenn er, der Universitätslehrer, beispielsweise den Satz niederschreibt: „Es zeigt sich, daß der persönliche Unterricht für die Männer ersten Ranges wenig ins Gewicht fällt. Es liegt auch wohl in der Natur der Sache, daß eine in sich originale Persönlichkeit am wenigsten Neigung haben wird, sich einer andern, überragenden unterzuordnen, um sich ihrer Führung zu unterwerfen. Und die Anregung, die ein hervorragender Lehrer in so reichem Maße austreut, braucht ein künftiger Genius schon deshalb nicht, weil er selbst im allgemeinen mehr Pläne hat, als er ausführen kann. Dagegen ist die Selbstbelehrung aus Büchern gerade die Form, die ihm angemessen ist. Somit sollte in viel größerem Maße, als das bei dem bisherigen Schulunterricht der Fall ist, in jedem Lernenden die Überzeugung erweckt werden, daß so gut wie alles menschliche Wissen in Büchern enthalten ist, und daß es nur darauf ankommt, die geeigneten zu finden, was im allgemeinen nicht schwer ist.“

In manchen Punkten scheint mir Ostwald aber doch ganz wesentlich über das Ziel hinauszuschießen. So zunächst in der Anwendung der beiden Hauptsätze der Energetik auf das Phänomen der großen Männer, die — ehrlich gesagt — wie ein reines Spiel mit Worten auf mich wirkt. Die rein gefehmäßige Anwendung des Prinzips von der Erhaltung und Umwandlung der Energie auf Menschen bietet uns natürlich bei der doch nicht wegzuleugnenden individuellen Veranlagung auf der einen Seite der Gleichung eine so große Reihe nicht einzuschätzender und darum unbekannter Hauptfaktoren, daß kein Rechenkünstler der Welt auf der andern Seite ein theoretisch oder praktisch brauchbares Resultat herausrechnen kann. Ich verstehe jedenfalls nicht, wie sich Ostwald die praktische Anwendung denkt. Er schreibt: „Gewährte uns der zweite Hauptsatz ein Mittel, um unsern Gegenstand ganz allgemein zu umgrenzen, so wird er uns auch ein Mittel gewähren, die Lebenserscheinungen der großen Männer im einzelnen zu erforschen und zu beurteilen. Ein großer Mann ist ein Apparat, der große Leistungen verrichten kann. Die Größen der Leistungen werden einmal von der Menge der Energie abhängen, die er umsetzen kann. Dies ist die Sache des ersten Hauptsatzes, und in dieser Hinsicht sind die Menschen alle ziemlich gleich, soweit sie gesund und sonst normal sind.“ Schon so weit scheint mir die Sache nicht ganz zu stimmen. Denn jeder Apparat hat einen sogenannten Nulleffekt, der gleich der aufgewandten Energie ist, abzüglich dessen, was durch die innere Arbeit (Reibung usw.) verloren geht. Glaubt Ostwald wirklich, daß bei allen Menschen dieser aus innerer Arbeit resultierende Verlust gleich ist, sodaß man ihn als eine konstante Größe in die Rechnung einfügen kann? Ich halte ihn für einen zu scharfen Denker, als daß ich ihn an Beispielen klar machen müßte, wie außerordentlich diese inneren Verluste bei den verschiedenen Individuen differieren. Und nun gar das weitere: „Zweitens hängen aber die Leistungen noch von dem Umwandlungsverhältnis der rohen Energie in die spezifischen Formen ab, in denen die Arbeit des großen Mannes stattfindet, und je höher dieser Koeffizient ist, um so mehr wird geleistet werden.“ Ja — ist denn die Arbeit des großen Mannes eine durchaus einheitliche? Meist wird sie sich doch aus verschiedenen Einzeltätigkeiten zusammensetzen, kann also beispielsweise in einem theoretischen

Teil bestehen, der Anforderungen an seine mathematische Begabung stellt, dazu in einem experimentellen, der seine Geschicklichkeit sowie seine konstruktiven Fähigkeiten in Anspruch nimmt, und schließlich in einem publizistischen Teil, das Gewonnene darzustellen. Von den notwendigen Sonderbegabungen sollen nun annahmeweise zwei besonders stark entwickelt sein, die dritte derart schwach, daß das ganze Werk in seiner Entwicklung ungebührlich gehemmt ist. Findet er nun zufällig für diesen Teil eine entsprechende Unterstützung, sodaß er sein Werk schnell beenden und sich neuen Arbeiten zuwenden kann, so wird man ihn für einen äußerst produktiven Kopf halten, da dann das Gesamtergebnis seiner Tätigkeit ungewöhnlich reichhaltig scheinen muß, während man ihn im andern Falle für wenig produktiv halten wird.

Ganz haltlos erscheint mir aber in den Ostwaldschen Ausführungen die Stelle, in der er für die vollständige Wahlfreiheit der Schüler bezüglich der Lernfächer eine Lanze bricht. Auch ich habe unter der „klassischen Erziehung“, wie sie seitens unserer „humanistischen“ Gymnasien geübt wird, unsäglich gelitten, so unsäglich, daß ich noch heute nach zwölf Jahren seit dem Tage, an dem ich den alten Schülerkantaus:

So leb denn wohl, Gymnasium,  
Ich scheide ohne Trauern

ehrlichen Herzens sang, nicht an einem derartigen Bildungsinstitut vorbeigehen kann, ohne daß es mir kalt über den Rücken läuft, aber eine derartige Wahlfreiheit, wie sie Ostwald für Schul- und Universitätsfächer fordert, wäre meiner Meinung nach ein entsetzliches Unglück für unser Volk. Ostwald — er verzeihe mir, daß ich der soviel jüngere ihn darauf aufmerksam mache — verwechselt nämlich die Lust, die jemand zu irgendeinem Studium empfindet, mit dem Talent, das er dafür mitbringt. Ich erinnere ihn beispielsweise nur an die Anzahl Musik-„Virtuosen“ und Sänger, die die Menschheit zur Verzweiflung bringen und dabei buchstäblich verhungern, aber alle einst glaubten, die Welt verlöre ein Genie, wenn sie nicht Musik studierten. Hätten nicht alle diese ungezählten Tausende nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden können, wenn Vaters Zwang sie auf den Drehschemel oder an die Schreibmaschine gesetzt hätte! Schon dieses eine Beispiel läßt erkennen, in wie entsetzlicher Weise eine allgemeine Wahlfreiheit des Studiums das Proletariat vergrößern würde.

Ich muß bekennen, daß meiner Ansicht nach die Erbitterung, die allen originellen Köpfen der Schulzwang einflößt, mehr Genies schafft als vernichtet. Das Leben faßt niemand mit Glacehandschuhen an, am allerwenigsten aber den, der seine Nase aus Reih und Glied steckt, mag er reich oder arm, hoch oder niedrig geboren sein. Dafür sorgen schon die Fachkollegen. Subtile Naturen, denen man von vornherein alle Widerwärtigkeiten ängstlich aus dem Wege geräumt hat, werden dann in diesem natürlichen Kampfe um die Anerkennung, worin sie ja erst ihre Eigenschaften als Genie zu erweisen haben, hundertmal leichter versagen als die, denen schon auf der Schule ein gewisser Troß anezogen worden ist.

Zu fordern ist allerdings unbedingt, daß sich die Schule mehr den Bedürfnissen des praktischen Lebens anpaßt, vor allem also den Fächern, deren Ausübung wir die höchsten Kulturwerte verdanken, also der Physik und der Chemie, sowie ihrer Nutzenanwendung, der Technik, den größten Raum in ihrem Pensum gewährt, sodaß der gereifte Schüler bereits einen Überblick über die Tätigkeitsmöglichkeiten erhält und innerlich eine entsprechende Wahl nach seinen Neigungen treffen kann; das wird dann auch unwillkürlich seine Entwicklung beeinflussen.

Wie man sich auch den Ostwaldschen Ausführungen gegenüber in letzter Linie stellen mag, es ist ein Buch, dessen ernstes Studium ich allen denkenden Menschen, vor allem aber unsern Pädagogen — mit Ausnahme der allzu empfindlichen, da ich für einen Chok nicht gern die Verantwortung übernehme — anraten möchte.

Heinz Bauer

Ein Hymnus vom Leben. Es gibt Bücher, die auf uns wie starke persönliche Mächte — ergreifend, erhebend oder niederdrückend — wirken. An Shakespeare kann man das wohl am besten erfahren. Daneben aber stehn andre, deren Lektüre uns eine der festnsten stillen Feierstunden des Lebens bereitet, in denen wir unser kleines Dasein vergessen und vor dem Geheimnis des Lebens das Gefühl tiefer Ehrfurcht gewinnen. Auf ein solches Buch möchte ich hier hinweisen, damit es auch andern die gleiche Gabe bringe. In dem Streite der Weltanschauungsfragen hat mit Recht die Naturwissenschaft eine führende Rolle gewonnen. Das soll nicht vergessen werden, mögen auch einzelne Naturforscher ohne philosophische Bildung nur Unklarheit und Verwirrung gebracht haben. Aus der Naturwissenschaft selbst ist doch immer wieder die Berichtigung gekommen. Eine Schrift wie die von Adolph Hansen „Grenzen der Religion und Naturwissenschaft“ gehört unstreitig zu den erfreulichsten neuern Erscheinungen. Es ist für den Laien aber nicht ganz leicht, von dem Stande moderner Naturerkenntnis eine klare Vorstellung zu gewinnen. Voraussetzungslose Wissenschaft und absolut sichere Erkenntnis gibt es leider auch hier nicht. Was wir Voraussetzungslosigkeit nennen, ist ja meist nichts andres als die Ablehnung andrer Voraussetzungen. Und objektiv sind nur die Tatsachen, niemals unser Erkennen, das sich stets nach den Hilfsmitteln unsers Denkens umgestaltet. Gerade die Erkenntnis der Grenzen unsers Vermögens aber kann uns das Beste geben: die Ehrfurcht vor dem Geheimnis alles Lebens, sei es das der Natur oder der Geschichte. Ein naturwissenschaftliches Buch, eine kleine Biologie, von hohem künstlerischem und ethischem Wert ist das kleine Heft von M. Warner Morley, Vom Leben. Deutsch von Marie Landmann. (Leipzig, Joh. Ambrosius Barth, 1908.) Es ist in den letzten Jahren oft davon geredet worden, ob man im biologischen Unterricht nicht nur eine wertvolle Bereicherung unsrer Bildung gewinnen könne, sondern auch ein Heilmittel gegen die ohne Frage bestehende sittliche Unsicherheit des Lebens. Ich glaube, daß jede tiefere Naturerkenntnis eine sittliche Förderung bringen kann, glaube aber nicht, daß sie in planmäßigem Unterricht unsrer Schulen erreicht wird. Die sogenannte sexuelle Aufklärung erscheint mir vielfach nur wie eine Zeitkrankheit, obwohl zum Heile der heranwachsenden Jugend sittliche Wegweisung und Warnung nötig ist. Hier kann ein Buch wie das oben genannte in aller Stille wirken; die reizvolle, leise poetisch gefärbte, bisweilen humorvolle und doch von Ehrfurcht getragene Darstellung ist in hohem Maße geeignet, der Jugend zu dienen und ihr das geheimnisvolle Walten der Natur in aller Lebensbildung nahe zu bringen. Besonders wertvoll scheint mir der Schlußabschnitt, der in der Schilderung des Protoplasmas wundervoll das Geheimnis des Lebens darstellt, das sich in den Stoffen vollzieht und doch etwas andres ist als chemische Verbindung. Es ist ferner einer der schönsten Sätze, in dem die Stellung der Menschen geschildert wird: „Er hat den Gipfel erreicht und findet sich an der Grenze eines andern Daseins. Wie die Pflanze von dem leblosen Mineralreich zu dem warmen tierischen Leben hinüberleitet, so steht er mitten inne zwischen dem Tierischen und dem Göttlichen. Ihm sind Ausblicke in eine künftige Welt vergönnt, die über das prosaische, alltägliche Erdenleben einen köstlichen Schimmer werfen.“ Wie wenig die Naturerkenntnis zum Materialismus berechtigt, wie nahe sie an die Grenze religiöser Ahnung führt, die ihre Wurzel in der sittlichen Lebensbewertung und in der Hoffnung hat, das kann dieses kleine Buch aufs schönste zeigen. Es ist eine wahre Perle populärer naturwissenschaftlicher Literatur, das man wirklich zu seiner Erbauung genießen kann, wenn man sich von Häckels Welträtseln und ähnlichen Produkten erholen will. R. S.

Hans Thomas Lebenswerk. Zum siebenzigsten Geburtstage Hans Thomas, dem 2. Oktober dieses Jahres, gibt die Deutsche Verlagsanstalt als fünfzehnten Band der „Klassiker der Kunst“ die Gemälde des südwestdeutschen Meisters in einem höchst stattlichen Bande mit 874 Abbildungen heraus; H. Thode, sein Vorkämpfer

und Freund, hat die Sammlung geordnet und leitet sie biographisch und sachlich orientierend ein, wobei er sich oft von Thoma selbst hübsche Worte aus dessen „Herbstblätter“ über die Mäusel sprechen läßt. Fünfzig Jahre fleißiger Maltätigkeit des Künstlers darf der Besitzer des Bandes blättern und schauend begleiten, an den Schwarzwaldwiesen, der Mainau, den Rheinwällen, dem Wettersteingebirge und so mancher italienischen Landschaft, wie eben Hans Thoma dies alles gesehen, geliebt und in Bilder gefaßt hat, seine Freude haben, an Gewitterwolkenpracht und Mondscheinwasserbahn, an weidendem Vieh nördlich und südlich von den Alpen, an dem dreieckigen Zug der Kraniche über Flüsse und Seen, bei dem der Jüngling die Sehnsucht aufwärts fühlt, an deutschen Bauern-, Bürger- und Fürstenporträts aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, an Phantasiengebilden der deutschen und der antiken Sage und an Thomasher Gestaltung von Bildern des Evangeliums. Das Buch bringt auf den letzten dreißig Seiten Abbildungen der Gemälde und Schnitzereien, die Thoma in den für ihn erbauten religiösen Festraum der Karlstrüher Kunsthalle sich und denen, die etwas ihm verwandtes in sich fühlen, zu seinem siebenzigsten Geburtstag geschaffen und entworfen hat, und deren Originale am 2. Oktober dort zum erstenmal zu sehen sein werden. Aus dem jetzt zum erstenmal zu überschauenden zusammenhängenden Reichtum des Künstlers sei heute nichts einzelnes weiter hervorgehoben; der schönste Gewinn für Thoma wie für die Eigentümer des schätzenswerten Bilderbandes würde es sein, wenn diese bei der gern wiederholten Betrachtung seiner Werke etwas von dem harmonisch-deutschen Natur- und Lebensblick des Künstlers auch auf ihrem Herzensgrunde wiederfänden. R. W.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Meißner in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten. Verlag von Fr. Wilh. Grundow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

# Goethes Anschauungen von der deutschen Sprache

— Gekrönte Preisschrift des —  
Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

von  
Dr. Gg. Rausch

Gebunden Mark 3,60

So auf ein nahezu vollständiges Material gestützt, führt der Verfasser Goethes Urteile und Anschauungen vor, soweit sie das große Gebiet der Sprache berühren. An die Behandlung seiner Äußerungen über die Sprache überhaupt schließt sich die seiner Urteile über die Muttersprache. Zum erstenmal sind hier Goethes lobende und tadelnde Aussprüche über das Deutsche aus ihrem Zusammenhang heraus betrachtet. Der dritte Teil des Buches bringt eine zusammenfassende Untersuchung über des Dichters Sprachkenntnisse als Basis für die sich anschließende Betrachtung seiner Anschauungen und Äußerungen über fremde, alte und moderne Sprachen. So gewährt das Buch manchen tiefen Einblick in des Großen Geisteswerkstätte, lehrt manches Urteil seines erhabenen Geistes kennen, ein Bild Goethes von einer Seite gewinnen, die bisher noch kaum beleuchtet worden ist.

Ausführlicher Prospekt umsonst und postfrei vom Verlag  
B. G. Teubner in Leipzig und Berlin